

Jürgen Oelkers

Schule vor und nach 50 Jahren^{)}*

1. Vor fünfzig Jahren

Wer Ostern 1966 an der Halepaghen-Schule in Buxtehude Abitur gemacht hat und sich heute das deutsche Bildungssystem anschaut, ohne zwischenzeitlich etwas damit zu tun gehabt zu haben, kommt vermutlich aus dem Staunen nicht mehr heraus. Vieles, was damals galt, gilt heute nicht mehr, vieles gibt es schlicht nicht mehr, was wohl auch nicht anders zu erwarten war, wenn man überlegt, wo andere scheinbar ewig währende Errungenschaften wie die D-Mark, der D-Zug¹ oder die DDR geblieben sind.

Doch es sind auch Konstanten zu erkennen, zu denen nicht zuletzt das deutsche Gymnasium gehört. Wer heute ein Gymnasium besucht, erkennt es wieder, obwohl oder weil in den letzten fünfzig Jahren viel versucht wurde, daraus eine andere Schule zu machen. Aber das Gymnasium ist nie zur „Einheitsschule“ geworden. Und das Abitur ist selbst in der DDR erhalten geblieben, in dieser Hinsicht war sie nie „sozialistisch“.

In vielen Hinsichten jedoch war der Wandel der Bildung grundlegend und ist irreversibel. Was ich dabei vor Augen habe, lässt sich an unserem Jahrgang gut demonstrieren, und dies nicht nur, weil wir vom „Buxtehuder Modell“ lediglich den Namen mitbekommen haben. Und auch die „Kurzschuljahre“ blieben uns erspart,² was manchen auch geärgert haben mag.

Damals sprach niemand vom „Turboabitur“, wohl aber von der „Einführung des Notabiturs wie in Kriegszeiten“ und ganze Gymnasien protestierten gegen die Kürzung, weil sie wegen acht Monaten weniger Unterricht einen Leistungseinbruch und schlechtere Abiturnoten befürchteten.³ Der Grund für die Kürzung war die Umstellung des Schulbeginns auf den Herbst, wir waren, anders gesagt, der letzte echte Osterjahrgang.⁴

Fünf Dekaden sind eine lange Zeit, der Jahrgang 1965/1966 hat inzwischen die Pensionsgrenze erreicht oder lebt schon länger jenseits der Grenze, nach einem Berufsleben, das die Schule mit dem Abitur jedenfalls nicht behindert hat. Meine letzte Station war die Universität Zürich, ich bin dort seit vier Jahren Emeritus und habe das eigentlich nicht als Altersdiskriminierung empfunden.

^{*)} Vortrag zum Goldenen Abitur des Jahrgangs 1965/1966 der Halepaghen-Schule Buxtehude am 13. April 2016 in Buxtehude.

¹ „Durchgangszüge“ verkehrte in Deutschland seit 1892. Daraus wurden mit dem Fahrplanwechsel 1988/89 die InterRegios.

² 1966 gab es als Folge des Kurzschuljahres zwei Abiturientenjahrgänge.

³ Der Spiegel Nr. 18 vom 25. April 1966, S. 68-71.

⁴ Genauer: Der letzte Osterjahrgang nach dem Krieg. 1941 wurde der Herbstbeginn eingeführt und 1948 wieder abgeschafft.

Vor fünfzig Jahren habe ich mir nicht ansatzweise vorstellen können, welche Wege ich gehen konnte oder musste, um neunundsechzig Jahre alt zu werden und dort zu landen, wo ich heute bin. Mein Kosmos war Buxtehude, viel mehr von der Welt kannte ich nicht, ohne dass ich mich deswegen benachteiligt gefühlt habe. Heute gilt man als Aussenseiter, wenn man *nicht* zweimal im Jahr in Urlaub fährt.

Irgendwie sieht man ja auch nicht aus, als sei man „neunundsechzig“, wenn man vor Augen hat, was während unserer Schulzeit als „alt“ galt. Im Jahr 1962 war mein Vater im gleichen Alter, er gehörte zur Generation Erster Weltkrieg, die damals ihr Leben so gut wie hinter sich hatte. Und viele dieser Generation wurden auch gar nicht so alt, wie mein Vater nicht müde wurde zu betonen.

Aber ich sollte nicht zu viel von meiner Familie erzählen. Die Schule, die unseren Jahrgang zum Abitur geführt hat, gibt es immer noch. Das ist nicht aussergewöhnlich, verweist aber auf Stabilität und eine gute Verankerung in der Stadt, auch auf steigende Nachfrage, denn was die Schülerzahlen angeht, so ist die Halepaghen-Schule heute mehr als doppelt so gross wie vor fünfzig Jahren.⁵

Wir gehören zu den Ehemaligen, aber sind keine „Alumni“, denn dann müssten wir nicht nur treu zu unserer Schule stehen, sondern wie in Amerika auch spenden. „Alumni“ hat heute jede Hochschule und in Deutschland auch manches Gymnasium, zu denen die Halepaghen-Schule aber nicht gehört, sie spricht bescheidener von „Ehemaligen“, die man aber immer bleibt und wir nun schon seit fünfzig Jahren.

Für sie werden regelmässig Treffen veranstaltet. Auf der Homepage der Schule steht dafür eine eigene Seite zur Verfügung, sie heisst „HPeX“ und wird von dem Ehemaligen Klaus Böttcher betreut, der im Herbst 1966 Abitur gemacht hat.⁶ Ich erwähne das auch, weil sich vor fünfzig Jahren niemand vorstellen konnte, mit dem Internet zu leben und zu arbeiten. Es war die Zeit ohne Facebook und Smartphones und so ohne „friends“ und „selfies“ - für heutige Jugendliche wäre das ein Alptraum.

Auch die Stadt Buxtehude, Schulträger seit den Zeiten des städtischen Realprogymnasiums, das 1876 reorganisiert wurde,⁷ hat sich in den letzten fünfzig Jahren mehr als verdoppelt. Der historische Wandel ihres Gymnasiums reicht noch viel weiter zurück. Genauer gesagt: Es war zunächst gar kein echtes Gymnasium, sondern eben nur ein Progymnasium.

Buxtehude war zu klein, 1900 hatte die Stadt gerade einmal 3.654 Einwohner. Wer Abitur machen wollte, musste an das Athenaeum in Stade⁸ wechseln. 1898 wurde aus dem Realprogymnasium eine evangelische Realschule mit sechs Klassen, die 1914 118 männliche Schüler besuchten. Dafür musste Schulgeld entrichtet werden, was heute unvorstellbar ist. Je nach Einkommen zahlte man 100 bis 120 Mark im Jahr, Auswärtige mussten 30 Mark mehr hinlegen.⁹

Eine städtische Höhere Mädchenschule gab es in Buxtehude seit 1853. Sie hatte 1904 95 Schülerinnen und führte drei Klassen neben der Vorklasse. Das Schulgeld war billiger,

⁵ Im Schuljahr 2014/2015 besuchten rund 1.500 Schülerinnen und Schüler die Schule.

⁶ www.halepaghen-schule.de/ueber-uns/ehemalige-hpex.html

⁷ Jahrbuch des höheren Schulwesens Band 36 (1914), S. 105.

⁸ Dort ist 1830 die Maturitätsprüfung eingeführt worden. 1900 hatte Stade 10.545 Einwohner.

⁹ Jahrbuch 1914, a.a.O.

ohne dass jemand an Diskriminierung gedacht hätte. Man zahlte pro Kopf zwischen 50 und 80 Mark, der Preis für die Auswärtigen betrug 12 Mark mehr. Die Schule beschäftigte 3 Lehrer und drei Lehrerinnen, die Besoldung der Männer war höher als die der Frauen.¹⁰

Aus der Realschule wurde 1929 ein Reformrealgymnasium, das nun endlich zum Abitur führte.¹¹ Seit 1952 trägt das Gymnasium den Namen „Halepaghen-Schule“, was an die alte Lateinschule in der Abtstrasse erinnern sollte. Untergebracht war die Hahepaghen-Schule am Standort Harburger Strasse gleich neben der Volksschule und zeitweise wegen der steigenden Schülerzahlen auch an einem Aussenstandort.

Dieser Standort heisst heute „Kulturforum am Hafen“ und früher einfach „Malerinsel“, weil dort seit 1901 Maler und Dekorateur ausgebildet wurden.¹² Auf dieser Malerinsel bin ich zur Schule gegangen, in der fünften und sechsten Klasse des Gymnasiums, also in den Jahren 1957 bis 1959. Unser Klassenlehrer hiess Martin Kirchner, neben Musik unterrichtete er auch elementare Mathematik und dies nicht schlecht. Später habe ich ihn nur als Musiklehrer erleben müssen.

Die Stadt Buxtehude zählte 2014 rund 40.000 Einwohner,¹³ zu Beginn unserer Schulzeit waren es unter 15.000, wobei hinzugefügt werden muss, dass sich die Einwohnerzahl nach dem Zweiten Weltkrieg fast verdoppelt hat.¹⁴ In meinem Elternhaus wohnten mehr als zehn Jahre nach dem Krieg noch zwei mehrköpfige Flüchtlingsfamilien.

Eines der Kinder hiess Joachim Wernst, den alle „Jochi“ nannten. Hinter dem Namen verbirgt sich der im November letzten Jahres verstorbene Immobilienhändler und Bauträger, der 1987 mit seiner Karriere in Buxtehude begann¹⁵ und dort nicht nur Freunde hatte. Er war zwei Jahre jünger als ich und ist in meinem Elternhaus geboren worden.

Familie Wernst wohnte mit zwei kleinen Kindern beengt in anderthalb Zimmern und ohne eigenen Eingang, die ältere Tochter besuchte unsere Schule bis zur Mittleren Reife. Die Wohnräume sind 1945 für den Zweck der Flüchtlingsunterbringung requiriert worden, nicht zur Freude meiner Eltern. Das Thema „Flüchtlinge“ einschliesslich der Konflikte gab es also schon einmal.

2. Der Jahrgang 1965/1966

Für den Abschluss unseres Jahrgangs haben Heinz-Georg („Hacki“) Sievers und ich eine Schülerzeitung herausgegeben, die den ironischen Titel „Bild-ungs BLATT“ trug. Damit sollte seinerzeit auf die Diskrepanz zwischen der Boulevardzeitung BILD und dem Bildungsanspruch des Gymnasiums hingewiesen werden. Mein Exemplar hat

¹⁰ Jahrbuch des höheren Schulwesens Band 25 (1904), S. 241.

¹¹ 1929 wurde der Ausbau der Realschule zum Reformrealgymnasium bewilligt (Centralblatt für die gesamte Unterrichts-Verwaltung in Preussen Band 71 (1929), S. 110).

¹² Die Malerschule wurde 1876 gegründet und ist 1901 auf die Malerinsel verlegt worden. Die Insel selbst ist bereits 1849 aufgeschüttet worden und bot zunächst einer Steingutfabrik Platz (Frank-Norbert Nagel (Hrsg.): Europäische Hafenquartiere zwischen Dornröschenschlaf, Industriekultur und Zukunftsvisionen. Deutschland, Dänemark, United Kingdom. Norderstedt: Books on Demand 2015, S. 23).

¹³ 2014 betrug die Zahl 39.792 (Quelle: Statistisches Bundesamt).

¹⁴ www.heimatverein.buxtehude.de/sites/heimatkunde/zeittafel.htm

¹⁵ Welt am Sonntag vom 1. September 2002.

wundersamerweise alle acht Umzüge in meinem Leben nach der Schule überstanden, und dies unbeschädigt.

Die Zeitung kostete trotz der vielen Anzeigen eine D-Mark, was im Vorwort extra erklärt werden musste. Das geschah selbstbewusst mit Blick auf den Unterhaltungswert des Blattes. Das Titelbild ist makaber, denn es zeigt eine Höhle mit Gebeinen und Totenschädeln, was seinerzeit nicht als Anspielung auf Platons Höhlengleichnis gedacht war, sondern wohl nur auf leere Köpfe nach der Prüfung hinweisen sollte.

Aus dem Vorwort ist zu schliessen, dass die Zeitung am Abend des Schulfestes in den Verkauf ging. Das war am 5. März 1966. Am Vormittag des gleichen Tages sind wir entlassen worden. Wir erinnern uns wohl alle noch an die lateinische Rede von Georg Jungclaus, aber vielleicht nicht an die leicht vergiftete Begrüssung durch den Direktor. Er nannte unseren Jahrgang „einen guten, auch wenn nicht alle Abiturienten die Grenze des Höchstmasses an möglicher Reife erreicht hätten.“¹⁶ Auf Güthling komme ich zurück.

Ein Indikator für den Wandel des Bildungswesens in den folgenden fünfzig Jahren sind die Studien- und Berufswünsche von uns Abiturienten, die im „Bild-ungs BLATT“ aufgelistet wurden. Wenn ich mich recht erinnere, habe ich in der Klasse 13ab danach gefragt und dann die bereits vorliegenden Fotos von Gaby Nacke betextet.

Das Ergebnis ist aus heutiger Sicht schon überraschend, denn in unserer Klasse sollten überwiegend Lehrberufe studiert werden, darunter waren sechs künftige Volksschullehrerinnen, fünf angehende Studienräte und ein Realschullehrer. Daneben standen zwei künftige Juristen, drei Ökonomen, ein Musiker, eine Ärztin, ein Polizist und ein Diplomat.

Damals konnten uns im Prinzip nur die klassischen Studiengänge vor Augen stehen. Es ist auch kein Zufall, dass sich die Lehrberufe in der sprachlichen Klasse 13ab häuften, wohingegen in unserer mathematisch-naturwissenschaftlichen Nachbarklasse 13cd auch Diplomingenieure und Diplomphysiker, sogar ein Mathematiker, als Studienziele angegeben wurden.

Damit soll nicht der Eindruck erweckt werden, dass alle diese Ziele auch erreicht wurden, das Studium hat nochmals vieles verändert und nicht jeder von uns hat ja studiert; ich will damit nur sagen, dass bei Abschluss des Gymnasiums andere Studiengänge gar nicht bekannt waren.

3. *Wandel des Studiums*

Vergleicht man das mit den heutigen Studienmöglichkeiten, dann stösst man auf eine seinerzeit unvorstellbare Bandbreite von Studiengängen, auf gestufte Abschlüsse, jede Menge Auslandsaufenthalte und ein zunehmend verschultes System, das das „Buxtehuder Modell“ der Universitätsvorbereitung seinerzeit sicher nicht vor Augen hatte, sollte doch die Freiheit der Wahl erprobt werden.

¹⁶ Buxtehuder Tageblatt Nr. 55 vom 7. März 1966, S. 3.

Die Zahlen sind eindrucksvoll: Im Wintersemester 2015/2016 gab es an den 427 Hochschulen in Deutschland¹⁷ insgesamt 18.044 Studiengänge, die weitaus meisten waren Bachelor- und Masterstudiengänge. In Niedersachsen kann man sich derzeit in 702 Bachelor- und 748 Masterstudiengänge einschreiben, sofern man über die Zulassungen verfügt.¹⁸ Daneben gibt es noch jede Menge Promotionsstudiengänge, die auch berufsbegleitend angeboten werden.

Aber auch das Studium selbst hat sich fundamental verändert. Im Sommer 1966 gab es eine Studienberatung im heutigen Sinne an keiner deutschen Universität, wer ein Studium anfang, musste sich in den ersten Semestern einfach selber zurechtfinden. Die Universitäten boten Lehrveranstaltungen an, aber verzichteten auf Betreuung. Es gab einfach Vorlesungsverzeichnisse, die man sich kaufen musste, Studienführer waren unbekannt.

Das Zentrum der Information war nicht wie heute die Homepage der Universität, sondern das Schwarze Brett der jeweiligen Institute, wo man aber ausser den Studien- und Prüfungsordnungen nur die Themen, Orte und Zeiten der Lehrveranstaltungen sowie die Sprechstunden der Professoren und Dozenten erfahren konnte. Manchmal wurden die Schwarzen Bretter auch durch politische Parolen zweckentfremdet, nie jedoch las man etwas über die Ziele von Lehrveranstaltungen oder gar Angaben, ob diese Ziele auch erreicht wurden.

Heute ist das selbstverständlich, sollte man jedenfalls meinen. Man „bucht“ auch Lehrveranstaltungen, ganz so als wollte man verreisen, man erhält die Unterlagen online und kann die Professoren bewerten, was für deren Karriere inzwischen ein wichtiger Indikator geworden ist. Deswegen bestehen inzwischen auch Ausbildungsgänge, wie man ein guter Professor wird. Früher war jeder Professor selbstvollendet.

Wer wie ich im Sommersemester 1968 mit dem Studium begonnen hat, wurde nicht betreut, sondern musste einfach beginnen. Man konnte wählen, aber hatte keine Ahnung nach welchen Kriterien. Zudem musste man erleben, dass andere im gleichen Semester schon alles verstanden und kluge Fragen stellten, während man selbst mit dem „Universitätserlebnis“ - also die geballte Ladung Nichtverstehen - umgehen musste.

Die Wege durch die verschlungenen Pfade der ersten Semester erleichterten informelle Kontakte und wenn man gar nicht weiter wusste, waren ältere Studierende behilflich. Wir lernten aus und mit Büchern, andere Medien gab es zunächst nicht, und wer Texte kopieren wollte, musste einen Kopierer erst mühsam suchen und dann 50 Pfennig pro Seite bezahlen. Heute hat man „open access“ und braucht keinen Kopierer mehr.

Ich habe mit Germanistik und Geschichte angefangen. Das Studium war weitgehend unreguliert, kannte nicht einmal eine Zwischenprüfung und der Verlauf war einem weitgehend selbst überlassen. Damals gab es noch die „bemoosten Häupter“, also Studenten, die anfangen, aber nie aufhörten.¹⁹ Eine Regulierung der Lernzeit mit einem Punktesystem

¹⁷ Zahlen für das Wintersemester 2015/2016. Unterschieden werden: Universitäten, Fachhochschulen, Pädagogische Hochschulen, Theologische Hochschulen, Kunsthochschulen/Musikhochschulen und Verwaltungsfachhochschulen.

¹⁸ <http://de.statista.com/statistik/daten/studie/2854/umfrage/bachelor--und-masterstudiengaenge-in-den-einzelnen-bundeslaendern/>

¹⁹ Im Juli 1965 empfahl die Kultusministerkonferenz erstmalig eine Begrenzung der Studiendauer, die nie umgesetzt wurde (Die Zeit Nr. 41 vom 8. Oktober 1965).

wie in der Bologna-Reform war unvorstellbar. Allein das zeigt den Kulturwandel des Studiums von 1966 bis heute.

Wir machten Scheine, nicht Punkte, und wie viel Zeit wir dafür brauchten, war uns überlassen. Es gab auch keine Seitennormen, also Vorschriften, wie viele Seiten einer Seminararbeit oder einer Abschlussarbeit zulässig sind. Und Plagiate waren vermutlich selten, wobei das niemand so genau prüfen konnte. Vielleicht gab es Vorläufer des Barons von Gutenberg, aber öffentlich wurde das nie.

Heute macht man nach jedem „Modul“ eine Prüfung und erhält einen Gegenwert, wenn man sie besteht. Die Währung heisst „European Credit Transfer and Accumulation System“ oder einfach „ECTS“; mit diesem System werden die Leistungspunkte und Noten festgelegt. Die Idee war ursprünglich eine bessere Abstimmung zwischen den europäischen Universitäten, die sich allerdings mehr unterscheiden denn je.

Scheine also gibt es nicht mehr, dafür weit mehr Betreuung denn je. Derzeit läuft ein Bund-Länder-Programm zur Entwicklung der akademischen Lehre im Gesamtumfang von zwei Milliarden Euro, vor fünfzig Jahren gab irgendeine Form von Hochschuldidaktik kaum im Ansatz,²⁰ auch nicht an den damals noch existierenden Pädagogischen Hochschulen, wo man es hätte erwarten können.

Diese Art Hochschulen gibt es heute nur noch in Baden Württemberg. In allen übrigen Bundesländern sind die Pädagogischen Hochschulen in Universitäten integriert oder zu eigenen Universitäten ausgebaut worden. Seinerzeit hat niemand gefragt, welche Folgen sich damit für die Lehrerinnen- und Lehrerbildung verbinden würden.

Der starke Wandel betrifft aber nicht nur die Universitäten, sondern das gesamte Bildungssystem. 1966 gab es noch keine Fachhochschulen, die wenige Jahre später gegründet wurden,²¹ um die Universitäten zu entlasten, während sie tatsächlich sehr schnell Eigengewicht gewannen. Die Entlastung fand auch deswegen nicht statt, weil beide wuchsen, Universitäten und Fachhochschulen.

Heute kann man mit einem Abschluss an einer Fachhochschule in Masterstudiengänge an Universitäten wechseln, was auch umgekehrt möglich wäre, aber immer noch der geringere Fall ist. Die Universität gilt als Aufstieg, während man in manchen Bundesländern an Fachhochschulen zusammen mit Universitäten auch Doktoratsprogramme absolvieren kann.

4. Wandel des Gymnasien und des Hochschulzugangs

Ein augenfälliger Wandel lässt sich auch im Blick auf die Gymnasien feststellen. Der Wandel betrifft weniger die Schulform als vielmehr die Abschlüsse, die auf ungeahnte Weise expandierten. Das Abitur wurde mehr und mehr von der Ausnahme zur Regel. Was wir in den vergangenen fünfzig Jahren erlebt haben, war die Ausdehnung des höchsten Schulabschlusses zu Lasten aller anderen Abschlüsse.

²⁰ Der bundesweite „Arbeitskreis für Hochschuldidaktik“ (AHD) wurde am 7. Juli in 1967 in Heidelberg gegründet.

²¹ Zwischen 1969 und 1972 erliessen die deutschen Bundesländer Fachhochschulgesetze.

1966 waren allein die Gymnasien für die Erteilung der allgemeinen Hochschulreife zuständig, heute ist das nicht mehr so. Wer das Gymnasium mit dem Abitur abschloss, hat in aller Regel auch studiert, und zwar unmittelbar nach Abschluss der Prüfung. Heute fallen Abiturquote und Studieneingangsquote auseinander, oft wird nicht sofort mit einem Studium begonnen, vielfach wird ein Praxisjahr eingeschaltet und dann neu entschieden. Oder man macht einfach Urlaub vom Lernstress bis zum Abitur.

1960 machten in der damaligen Bundesrepublik 5,9% der Schulabgänger eines Jahrgangs aus allgemeinbildenden Schulen Abitur. 1965 waren es 7,3%, also nur unwesentlich mehr, ohne dass ich damals darin ein Privileg gesehen hätte. Wir konnten studieren, aber mehr war mit dem Abitur auch nicht anzufangen. Wer eine Lehre machte, verdiente früh Geld, während auf mich Bundeswehr und Studium warteten, also kein nennenswertes Einkommen.

Aber natürlich *war* das Abitur ein Privileg und unser Jahrgang hatte durch den Ausbau des Bildungswesens und den expandierenden Arbeitsmarkt auch vergleichbar gute Chancen. Wir waren jedoch nicht Teil der „Baby-Boomer“, die stark steigenden Geburtenraten begannen in Deutschland erst mit dem Geburtsjahr 1955, also nicht direkt nach dem Krieg, aber mit ähnlichen Auswirkungen wie in anderen Ländern.

Ein starker Effekt betraf die Gymnasien und hielt auch nach dem Ende des Babybooms an. Von 1970 an stieg die Abiturientenquote in der Bundesrepublik kontinuierlich an, sie lag 1989, also im Jahr der deutschen Revolution, bei 21,6% und hat 2014 die Marke von 33% erreicht.²² Ein Drittel eines Jahrgangs erwirbt heute die allgemeine Hochschulreife, kann allerdings nicht mehr alle Fächer studieren, weil vielfach Zulassungsbeschränkungen der einen oder anderen Art bestehen.

Zum Vergleich: Im Herbst 1966 gab es den Numerus Clausus nur für die Vorkliniker in den Medizinischen Fakultäten.²³ Alle anderen Fächer konnten frei gewählt werden. Und noch eine Zahl zeigt die Privilegierung unseres Jahrgangs: Die Abiturientenquote in der DDR lag immer unter der der Bundesrepublik.²⁴ Der Arbeiter- und Bauernstaat sicherte die Privilegien seiner Eliten.

Um die Zahlen zu verstehen, muss man vor Augen haben, dass es heute generell zwei Zugänge zu Hochschulstudien gibt, die gymnasiale Hochschulreife und die Fachhochschulreife. Nimmt man beide Zahlen zusammen, dann studieren heute mehr als die Hälfte eines Jahrgangs in hochdifferenzierten Studiengängen. Im Jahre 2014 betrug die Studienberechtigtenquote in Deutschland 52,8%.²⁵

Die Studienabschlüsse sind allerdings mit sehr unterschiedlichen Berufsaussichten verbunden. Und längst nicht alle Studenten schliessen ein einmal begonnenes Studium auch wirklich ab. Viele wechseln das Fach oder die Studienrichtung und nicht wenige verlassen auch die Hochschulen ohne einen Abschluss. Das war früher nicht anders, nur sind die Zahlen heute viel grösser. Die Quote der Studienabbrecher in Bachelorstudium lag 2010 bei 28 Prozent. Sie war mit 33 Prozent an den Universitäten höher als mit 23 Prozent an den Fachhochschulen.

²² Quelle: Statistisches Bundesamt 2016.

²³ Die Zeit Nr. 34 vom 19. August 1966. (<http://www.zeit.de/1966/34/kein-platz-fuer-medizinstudenten>)

²⁴ Die Quote lag zwischen 5% (1949) und 15% (1989).

²⁵ <http://de.statista.com/statistik/daten/studie/36704/umfrage/studienberechtigtenquote-nach-bundeslaendern/>

Man kann inzwischen auch ohne Abitur und ohne Fachhochschulreife studieren. 2014 haben knapp 14.000 beruflich qualifizierte Studienanfänger ein Studium aufgenommen, meistens aus Meisterlehren heraus. Nicht alle Fächer können studiert werden, sondern nur die, die zur beruflichen Erfahrung passen. Die Zahl ist auch noch vergleichsweise gering, aber sie zeigt, dass das Abitur nicht mehr die alleinige Studienberechtigung darstellt.²⁶

Das war 1966 unvorstellbar. Allgemeinbildung und Berufsbildung waren strikt getrennt, inzwischen haben auch grössere Berufsschulen Lehrgänge, die zum Abitur führen. Ähnliches gilt für Gesamtschulen, die mit einer gymnasialen Oberstufe abschliessen. An manchen Orten in Deutschland werden diese Schulen besonders nachgefragt, weil sie verschiedene Bildungsabschlüsse anbieten, darunter eben auch solche, die zur allgemeinen Hochschulreife führen.

1966 gab es in Buxtehude neben dem Gymnasium eine Realschule, zwei Volksschulen sowie seit 1920 eine Hilfsschule, die später „Sonderschule“ heissen sollte und dann zur „Förderschule“ wurde. Die Schulstruktur der Stadt entsprach der Dreigliedrigkeit der deutschen Schulgeschichte seit dem Kaiserreich. Die weitaus meisten Schüler besuchten die Volksschule und absolvierten anschliessend Berufslehren.

Das gibt es so nicht mehr, mindestens hat sich die Verteilung grundlegend geändert. In manchen Bundesländern gibt es nach der Grundschule regional nur noch Gymnasien und Gesamtschulen, grosse Anstrengungen gelten der vorschulischen Förderung und in allen Bundesländern ist Inklusion ein starkes Reformthema, also die Normalbeschulung von Behinderten.

Man könnte meinen, dass mit dem starken Ausbau der Hochschulen die duale Berufsausbildung in Deutschland unter Druck geraten sei, weil die leistungsstarken Schüler sich für ein Studium entscheiden. Die Zahlen sprechen nicht dafür: Im März 2016 lag die Jugendarbeitslosigkeit in Deutschland bei 5,4 Prozent, in Baden-Württemberg sogar bei 2,9 Prozent und in Niedersachsen bei 5,6 Prozent.²⁷ 2014 gab es in Deutschland 1.4 Millionen Auszubildende, davon 6,1 Prozent Ausländer. Deren Anteil ist auch unabhängig von der Flüchtlingskrise gestiegen.²⁸

Was immer diese Zahlen bedeuten, aus „Volksschulen“ wurden in der Folge „Hauptschulen“, die ihren Namen aber schon bald nicht mehr verdienten, weil sie immer weniger Schüler zu einem Abschluss führten. Das hing mit der Durchlässigkeit zusammen, also den Wechsel in höhere Schulen, den es vereinzelt auch schon zu unserer Schulzeit gab und der in den siebziger Jahren ausgebaut wurde. Heute gibt es den Wechsel eher nur in umgekehrter Hinsicht.

Trotz sinkender Schülerzahlen kommt es in Deutschland zu vergleichsweise wenigen Schulschliessungen. Die demografische Wende hat die Schulen erreicht, 2014 gab es 11,7 Prozent weniger Schüler an allgemeinbildenden Schulen als noch zehn Jahre zuvor.²⁹ Die Zuwanderung von Migranten wird diesen Trend nicht ausgleichen und auch der leichte Anstieg der Geburtenrate ändert daran nichts.

²⁶ <http://www.studieren-ohne-abitur.de/web/information/daten-monitoring/quantitative-entwicklung-in-deutschland-insgesamt/>

²⁷ <http://de.statista.com/statistik/daten/studie/189105/umfrage/jugendarbeitslosenquote-nach-bundeslaendern/>

²⁸ Angaben: Statistisches Bundesamt.

²⁹ Angaben: Statistisches Bundesamt.

Der einzige Schultyp, der tatsächlich massiv an Boden verloren hat, ist die Hauptschule. Von den Schliessungen in den letzten zehn Jahren waren primär die Hauptschulen betroffen. Rückgänge in den Schülerzahlen verzeichnen auch die Realschulen, während sich die Zahl der integrierten Gesamtschulen mehr als verdoppelt hat.³⁰

Diese Entwicklung hin zu den höchsten Bildungsabschlüssen ist politisch gewollt. Die europäische Bildungspolitik wird stark von der OECD in Paris beeinflusst, die bekanntlich auch für die PISA-Studien zuständig ist. Das Vorbild der Expansion ist Frankreich, wo inzwischen 73,3 Prozent eines Altersjahrgangs mit dem Baccalauréat abschliessen und die Zugangsberechtigung für ein Studium erhalten.³¹

Die Jugendarbeitslosigkeit in Frankreich lag im Januar 2015 bei 25,9 Prozent.³² Sie liegt in Ländern wie Spanien, Portugal oder Griechenland noch höher. Der Grund ist, dass der nationale Arbeitsmarkt nicht zu den Schulabschlüssen passt. Die bessere schulische Qualifikation garantiert keine bessere Beschäftigung, wenn die Arbeitsplätze fehlen und auch nicht geschaffen werden.

5. Die „Deutsche Bildungskatastrophe“ und ihre Folgen

In Deutschland wurde im Februar 1964 - also zwei Jahre vor unserem Abitur - die „Deutsche Bildungskatastrophe“ diskutiert, die mit der „Öffnung“ der Gymnasien und der Erhöhung der Abiturientenquote abgewendet werden sollte. Der Philosoph Georg Picht, Schüler von Martin Heidegger und Leiter der privaten Schule Birklehof im Schwarzwald, verwies auf den katastrophalen Rückstand der deutschen Bildung, der unter anderem an der viel zu niedrigen Abiturientenquote festgemacht wurde.

Das konnte man in einer Artikelserie in der Stuttgarter Wochenzeitschrift „Christ und Welt“ lesen. Wenige Monate später erschien das gleichnamige Buch,³³ das Picht zur nationalen Berühmtheit und die „Deutsche Bildungskatastrophe“ zum Schlagwort machte,³⁴ das bis heute zitiert wird. Glaubt man ihm, so wären wir Teil dieser Katastrophe gewesen, an die Diskussion habe ich aber kaum eine Erinnerung. Aber vielleicht hat Direktor Güthling unseren Jahrgang ja da zugeordnet.

Die Abiturientenquote sollte bundesweit auf 10 bis 15 Prozent gesteigert werden, anders so Picht würde sich auch der bedrohliche Lehrermangel nicht beheben lassen, der vielleicht ja die Verteilung der Berufswünsche in unserer Klasse erklärt. Generell wurde die „Ausschöpfung der Begabungsreserven“ proklamiert und damit der Weg der begabten Arbeiterkinder an die Gymnasien. Aber eine Öffnung der Gymnasien ohne Obergrenze sollte es nicht geben.

Die praktischen Effekte der Reformdiskussion waren zunächst gering und während meines Studiums auch kaum wahrnehmbar. Der wirkliche Ausbau der Abiturientenquote

³⁰ Angaben: Statistisches Bundesamt.

³¹ Das Baccalauréat générale besteht aus drei Schwerpunkten, die gewählt werden können: Naturwissenschaften, Ökonomie und Sozialwissenschaften sowie Literatur und Philosophie. Der Leistungsstand wird jährlich mit zentralen Prüfungen erfasst.

³² <http://de.statista.com/statistik/daten/studie/74795/umfrage/jugendarbeitslosigkeit-in-europa/>

³³ Georg Picht: Die deutsche Bildungskatastrophe. Olten/Freiburg: Walter-Verlag 1964.

³⁴ Der Spiegel Nr. 31 vom 29. Juli 1964, S. 30-31.

erfolgte in den siebziger und achtziger Jahren und zunächst auch nur dort, wo längerfristig sozialdemokratische Bildungspolitik gemacht wurde. Man unterschied bekanntlich die „A“- und die „B“-Länder, um die Gräben zwischen „progressiver“ und „konservativer“ Politik zu bezeichnen, die heute keine Rolle mehr spielen.

Der kontinuierliche Ausbau hatte zur Folge, dass heute 2,3 Millionen Schülerinnen und Schüler Gymnasien besuchen. Die Zahl nähert sich zunehmend den Grundschulen an, die im Schuljahr 2014/2015 2,7 Millionen Schülerinnen und Schüler besuchten.³⁵ Grundschulen müssen alle schulpflichtigen Kinder besuchen, die Gymnasien dagegen besucht immer noch nur eine Auswahl.

Dazu muss man aber wissen, dass über den Besuch de facto der Elternwille entscheidet. Zwar werden in allen Bundesländern Grundschulempfehlungen vorgeschrieben, die von den Eltern aber zumeist nicht beachtet werden müssen. Verbindliche Grundschulempfehlungen, die einen bestimmten Notenschnitt für den Übertritt ins Gymnasium voraussetzen, gibt es nur noch in Bayern, Brandenburg, Sachsen und Thüringen. Auch in Niedersachsen entscheidet der Elternwille.

Der Abiturientenjahrgang 1966 hat Ostern 1957 mit dem Gymnasium begonnen, sofern kein Jahr wiederholt werden musste. Den Zugang regelte eine Aufnahmeprüfung, an die ich mich noch lebhaft erinnere. Die Teilnahme war abhängig vom Zeugnis nach der Hälfte des vierten Schuljahres und einer Empfehlung der Grundschullehrerin.

Einige Jahre später sind diese Prüfungen mit dem Hinweis auf schlechte Prognosefähigkeit abgeschafft und durch ein Probehalbjahr ersetzt worden. In Berlin gab es seit dem Schuljahr 1952/1953 bereits keine Aufnahmeprüfung mehr, sondern nur noch Übertrittsempfehlungen, die nicht notenbasiert waren.³⁶ Die anderen Bundesländer zogen allmählich nach, wenngleich mit erheblichen Unterschieden. Heute gibt es solche Prüfungen nur noch in der Schweiz.

In den fünfziger Jahren waren durchschnittlich etwa 200.000 Studierende an deutschen Universitäten eingeschrieben. Die Universitäten waren nach klassischen Fakultäten unterteilt, die Ausnahmen waren nur die Technischen Universitäten, die weder über Medizin noch über Jurisprudenz verfügten. Die Unterteilung nach Fakultäten ist weitgehend verschwunden oder besteht nur noch pro forma.

Nochmals die Schweiz: An der Universität Zürich gibt es noch die klassischen Fakultäten, die alle Bildungsreformen überstanden oder besser gesagt sich dagegen erfolgreich gewehrt haben. Niemand findet das „rückständig“, aber niemand hat auch je eine „Schweizer Bildungskatastrophe“ erfunden.

Im Jahr 1975, als der Abiturjahrgang 1966 seine Studien wohl abgeschlossen haben dürfte, studierten 832.000 Männer und Frauen an deutschen Universitäten. Im Jahr 2000 waren 1,8 Millionen Studierende an deutschen Universitäten eingeschrieben, heute sind es 2,5 Millionen.³⁷ Das mag für den Arbeitsmarkt ein Gewinn sein, ganz sicher ist das nicht, vergleicht man die Abschlüsse in Deutschland mit denen in Finnland oder in der Schweiz. Auf jeden Fall haben sich sowohl die Benotung als auch die Leistungsanforderungen

³⁵ Angaben: Statistisches Bundesamt.

³⁶ Marcel Helbig/Rita Nicolai: Die Unvergleichbaren. Der Wandel der Schulsysteme in den deutschen Bundesländern seit 1949, Bad Heilbrunn/Obb.: Verlag Julius Klinkhardt 2015, S. 146.

³⁷ Angaben: Statistisches Bundesamt.

geändert, seit längerem werden in fast allen Bundesländern auch zentrale Abiturprüfungen durchgeführt.³⁸

Geprüft werden vier oder fünf Fächer, wobei nach einem komplizierten System auch Vorleistungen zählen. Unter den Prüfungsfächern müssen sich mindestens zwei Fächer mit erhöhtem Anforderungsniveau und zwei der drei Fächer Deutsch, Fremdsprache und Mathematik befinden. In den achtziger Jahren war die Wahl der Fächer weitgehend freigestellt worden.

Im heutigen Reglement kann bei vier Fächern als fünftes Prüfungselement auch eine „besondere Lernleistung“ in die Abiturprüfung eingebracht werden.³⁹ Dazu zählen Jahres- oder Projektarbeiten im Umfang von mindestens zwei Schulhalbjahren inklusive Kolloquium.⁴⁰ Die Themen sind frei wählbar. Die Arbeiten werden zumeist sehr gut benotet und ziehen den Notendurchschnitt nach oben.

In verschiedenen Bundesländern wurden auch die Notendefinitionen verändert. Bei gleicher Leistung fällt die Endnote heute besser aus als noch vor 20 Jahren. Für eine ausreichende Leistung braucht man heute bisweilen nicht einmal mehr als die Hälfte aller möglichen Punkte. Das bedeutet auch, ein „sehr gut“ ist auch für durchschnittlich gute Schüler in Reichweite.

Die Durchschnittsnoten der Abiturienten haben sich in fast allen Bundesländern kontinuierlich verbessert. Spitzenreiter ist Berlin mit einer Steigerung der Durchschnittsnote von 2,68 im Jahre 2006 auf 2,4 im Jahre 2012.⁴¹ Schlechte Noten werden auch in vielen Studiengängen vermieden, Höchstnoten erreicht man zum Beispiel in der Ausbildung für das Lehramt an Grundschulen.

In der Öffentlichkeit wird dieser Wandel eher nur von den konservativen Medien wahrgenommen und kritisch kommentiert, während das Bestehen der Abiturprüfung weiterhin hohe gesellschaftliche Anerkennung genießt, obwohl sich der Gegenwert, verglichen mit der Situation vor 50 Jahren, massiv gewandelt hat. Zwar liegen keine verlässlichen Zahlen über die Leistungsentwicklung zwischen den Jahrgängen vor, aber de facto ist das Gymnasium in vielen deutschen Grossstädten und insbesondere in den Universitätsstädten zu einer Art neuer Volksschule geworden.

Das muss nicht heissen, dass die Qualität der Bildung ständig sinkt, denn das gymnasiale Angebot ist ja mit höheren Leistungsanforderungen verglichen mit dem der anderen Schularten verbunden. Auf jeden Fall aber gibt es starke Leistungsunterschiede zwischen den Gymnasien der verschiedenen Bundesländer, etwa Sachsen und Bayern auf der einen, Nordrhein-Westfalen und Bremen auf der anderen Seite. Der Gegenwert - das Abitur - ist derselbe.

Strukturell hat sich das Gymnasium dagegen kaum gewandelt. Zwischen 1957 und 1966 musste ein geschlossener Lehrgang von neun Jahren absolviert werden, bevor die allgemeine Hochschulreife erreicht wurde. Heute kehren viele Gymnasien unter dem Druck der Eltern zu dem neunjährigen Lehrgang zurück. Wie gross der Stress des achtjährigen

³⁸ <https://www.kmk.org/themen/allgemeinbildende-schulen/bildungswege-und-abschluesse/sekundarstufe-ii-gymnasiale-oberstufe-und-abitur.html>

³⁹ Ebd.

⁴⁰ Ebd.

⁴¹ Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 14. Juni 2014.

Lehrgangs für die Schülerinnen und Schüler tatsächlich war, ist nie genauer untersucht worden, es genügte die Alarmierungsformel „Turboabitur“, um die Bildungspolitik zu einem Umdenken zu bewegen.

Zum Vergleich: Acht- bis neunjährige geschlossene Gymnasiallehrgänge gibt es europaweit nur noch in Österreich und in der Ukraine. In der Schweiz beträgt die Gymnasialzeit durchschnittlich vier Jahre, in einigen Kantonen auch vier und sechs Jahre, was zugleich besagt, dass die Selektion in Richtung Gymnasium nicht nach dem vierten, sondern nach dem sechsten Schuljahr oder noch später erfolgt.

Hinter der Expansion steht ein ähnliches Argument wie zur Zeit der „Deutschen Bildungskatastrophe“. Es geht darum, Wirtschaft und Gesellschaft wettbewerbsfähig zu halten, was durch den Anstieg der höchsten Bildungsabschlüsse erreicht werden soll. Das heutige Stichwort lautet „Wissensgesellschaft“ und es ist immer noch mit Alarmismus verbunden, wie am „PISA-Schock“ von 2001 abzulesen ist.

Ohne „Katastrophe“ oder „Schock“ scheint es in Deutschland nicht zu gehen, das hat auch mit den Medien zu tun, die Defizite lieben und sie möglichst gross erscheinen lassen. Doch das hat die langfristige Evolution des Bildungssystems nicht tangiert, trotz aller Aufregung ist es viel stabiler als es den Anschein hat. Und offensichtlich ist die Gesellschaft mit der Öffnung der Gymnasien auch ganz zufrieden.

Aber die Systemsteuerung hat auch problematische Seiten, wie sich an der Studienwahl zeigt. Zwar erlaubt die allgemeine Hochschulreife keinen bedingungslosen Zugang mehr für alle Studiengänge, wie zur Zeit des Jahrgangs 1966, aber die Wahl ist in Grenzen immer noch freigestellt, was dazu führt, dass häufig diejenigen Studienfächer gewählt werden, in denen auch im Gymnasium bereits gute Leistungen erzielt wurden.

Die Folge ist, dass Studienfächer, die im Gymnasium nicht vorkommen, auch nicht gewählt werden oder aber vor Beginn des Studiums eine sehr aufwändige Betreuung verlangen. Davon ausgenommen sind die klassischen Studienfächer wie Jura und Medizin, die stark in den Medien präsent sind und von denen man also ein Bild hat. Dort ist ein anderer Wandel feststellbar: Das Medizinstudium ist inzwischen eine Frauendomäne.⁴²

Studiengänge für Maschinenbauer, generell Ingenieure, Naturwissenschaftler oder auch IT-Techniker werden zu wenig gewählt, sind stark selektiv und stellen immer noch männliche Domänen dar. Die entsprechenden Berufe haben grosse Lücken in der Rekrutierung des Nachwuchses. Diese Lücken lassen sich nicht einfach durch Importe füllen, zumal ausländische Studierende in diesen Fächern nach ihren Abschlüssen immer noch erhebliche Mühe haben, in Deutschland einen Arbeitsplatz zu finden.

Der Jahrgang 1966 hatte keine wirklichen Arbeitsplatzsorgen, er konnte weitgehend studieren, was er wollte und erhielt danach mehr oder weniger feste Stellen. Heute ist eine Hauptsorge vieler Studenten aus praxisfernen Fächern, wie sie sich über Praktika qualifizieren und Plätze in zeitlich befristeten Projekten finden können. Es ist also nicht so, dass ein Studium die Zukunft sichert, sondern dass viele Anschlüsse möglich sind, die nicht alle auch zu festen Stellen und zu einem gesicherten Einkommen führen.

⁴² 2014 waren in der Medizin 63 Prozent der Studienanfänger weiblich, dagegen betrug der Frauenanteil beiden bei den berufstätigen Medizinerinnen rund 45 Prozent (Angaben nach Deutscher Ärztetag 2014).

Der Studienabschluss ist statisch, der Arbeitsmarkt dagegen flexibel. Man erwirbt akademische Grade ein- für allemal, kann oder darf sie nicht regelmässig erneuern und so ihren Wert anpassen, sondern muss sie so führen, wie sie erworben worden sind. Das Wissen dagegen erneuert sich rasant, was auch heisst, dass man leicht den Anschluss verliert. Nach dem Studium gilt einfach ein „learning by doing“.

Aber auch die Studienerfahrung hat sich verändert. Wer heute nach Köpfen fragt, die die Studentenschaft repräsentieren, wird kaum einen finden. Was fehlt, ist eine gemeinsame Klammer, wie sie etwa studienübergreifende Postulate und gesellschaftliche Anliegen darstellen. Unruhe ist an den Hochschulen nicht verspüren, Streiks sind selten geworden, sie gelten wenn, dann den Studienbedingungen und sind kaum noch mit gesellschaftlichen Anliegen verbunden.

Das mag mit der Studienstruktur zu tun haben, die wenig Zeit lässt für politisches Engagement, aber wahrscheinlich sind einfach die Zahlen viel zu gross geworden und die Studiengänge zu vielfältig, um noch übergeordnete Interessen vertreten zu können. Forderungen nach Gesellschaftsveränderung jedenfalls hört man heute nur noch von kleinen Minderheiten. Und oft ist damit auch nur Symbolpolitik verbunden, wie bei dem Streit, ob bei der Bezeichnung „Professor“ für beide Geschlechter nur die weibliche Form verwendet werden soll.⁴³

6. Johannes Güthling und die „Achtundsechziger“

Wir gerieten seinerzeit mitten in einen politischen Aufruhr, der schnell als „Studentenbewegung“ bezeichnet wurde und tatsächlich eine Art Jugendrevolte gewesen ist, die vermutlich niemanden, der damals studiert hat, kalt gelassen hat. Manche sprechen auch von einer zweiten deutschen Jugendbewegung, für die es schon vor dem magischen Jahr „1968“ deutliche Anzeichen gab.

Am 2. Dezember 1964 protestierte das Free Speech Movement an der Universität von Berkeley. Im Mai 1965 kam es zum ersten Vorlesungsstreik an einer deutschen Universität, nicht zufällig am Otto-Suhr-Institut der Freien Universität Berlin. Am 5. Februar 1966 fand ebenfalls in Berlin die erste Demonstration gegen den Vietnam-Krieg statt. Dass sich die Zeiten ändern werden, hatte Bob Dylan schon 1964 vorhergesagt.⁴⁴

Aber nur eine Minderheit der Studenten war an der „Bewegung“ auch tatsächlich aktiv beteiligt und kann sich heute mit Recht „Achtundsechziger“ nennen. Viel einschneidender war der kulturelle Wandel, der bis heute die Lebensformen bestimmt. Das Stichwort hiess „Emanzipation“ und hat den Alltag des Zusammenlebens wie auch das Verhältnis der Geschlechter massiv verändert.

In meinem Studium gab es plötzlich „Wohngemeinschaften“, tauchte die „Frauenfrage“ auf und entstanden „Kinderläden“, die alle „emanzipatorisch“ verstanden wurden, was zum Schlagwort auch der Pädagogik wurde. Alexander Neills „Summerhill“ sollte die Erziehung verändern und an der Universität entstanden „Gegenöffentlichkeiten“, was man sich heute kaum nicht vorstellen kann.

⁴³ Das ist an der Universität Leipzig diskutiert worden (Spiegel Online vom 4. Juni 2013).

⁴⁴ „The Times, They are a-Changing“ (Titelsong des gleichnamigen Albums, das am 13. Januar 1964 veröffentlicht wurde).

Auf dem Gymnasium war vom anti-autoritärem Geist bis Ostern 1966 wenig zu spüren. Viel diskutiert war wohl das liberale „Buxtehuder Modell“ der reformierten Oberstufe, das unmittelbar nach unserem Abitur eingeführt wurde. Der Spiegel sprach ironisch von „klassenloser Gesellschaft“ und vergass auch nicht, die Gegner des Versuchs im Kollegium zu erwähnen.⁴⁵

Knapp zwei Jahre später erreichten die Schülerunruhen die Halepaghen-Schule, zu deren Fürsprecher sich der Direktor gemacht hatte. Johannes Güthling holte mit Karl-Heinz Leonhard einen der Sprecher des Frankfurter „Aktionszentrums Unabhängiger Sozialistischer Schüler“ (AUSS) an die Halepaghen-Schule. Der AUSS ist am 26. Februar 1967 auf Initiative des SDS gegründet worden. Leonhard wurde in den kommissarischen Vorstand gewählt und ist danach schnell überregional bekannt worden.

Er kam wohl im Herbst 1967 an die Halepaghen-Schule, was eine gewisse mediale Aufmerksamkeit fand und als Coup des Direktors wahrgenommen wurde. Seine Schule war damit im Zeitgeist unmittelbar präsent, nachdem sie im Oktober 1967 in der Zeit als eine der führenden „Modellschulen“ Deutschlands dargestellt worden ist.⁴⁶ Leonhard zu holen, hatte Folgen. Er organisierte im Sommer 1968 in Buxtehude den ersten Schülerstreik in der Geschichte Niedersachsens.

Der Streik mit Barrikaden und Gräben vor unserer Schule fand statt am Tag, bevor in Bonn in dritter Lesung die Notstandsgesetze verabschiedet wurden.⁴⁷ Der achtzehnjährige Unterprimaner Leonhard war Streiksprecher und gab die Parolen gegen die Notstandsgesetze aus. Eine Flugblattaktion in der Stadt verlief allerdings im Sande und auch die Solidarisierung mit den Arbeitern der Nudelfabrik Birkel scheiterte.⁴⁸

Die Staatsanwaltschaft in Stade nahm wegen des Streiks⁴⁹ Ermittlungen auf, siebzehn Lehrer und Schüler wurden vernommen, die meisten verweigerten die Aussage, darunter auch der Direktor. Johannes Güthling, berichtete der Spiegel, hielt die Aktion für eine „schulinterne Angelegenheit“, die die Staatsanwaltschaft nichts angehen würde. Immerhin sollte für den Fall, dass doch Anklage erhoben würde, der Berliner Anwalt Horst Mahler als Verteidiger engagiert werden.⁵⁰

Mahler war Mitbegründer der RAF und ging zwei Jahre später in den Untergrund. Längst vergessen ist auch, dass Rudi Dutschke am 6. März 1968 in der Aula der Halepaghen-Schule einen Vortrag hielt und den Schülern riet, den Wehrdienst zu verweigern oder in der Bundeswehr subversiv tätig zu werden. Das war 36 Tage vor dem Berliner Attentat auf Dutschke am 11. April 1968.⁵¹ In unserer Schule sagte er unter grossem Jubel: „Wir müssen die antiautoritären Bedürfnisse organisieren“.⁵²

⁴⁵ 11 Lehrer von 51: Der Spiegel Nr. 46 vom 7. November 1966, S. 92.

⁴⁶ Schulbesuch freiwillig. Die Halepaghen-Schule in Buxtehude. In: Die Zeit Nr. 43 vom 27. Oktober 1967.

⁴⁷ Die dritte Lesung erfolgte am 30. Mai 1968.

⁴⁸ Der Spiegel Nr. 28 vom 8. Juli 1968, S. 48. Die Nudelfabrik ist 1988 geschlossen worden.

⁴⁹ Ein zweiter Streik fand im Sommer 1972 statt, dabei ging es um Lehrermangel und nicht um Gesellschaftsveränderung (Die Zeit Nr. 27 vom 7. Juli 1972).

⁵⁰ Der Spiegel Nr. 28 vom 8. Juli 1968, S. 48.

⁵¹ Ebd. Vgl. auch: Manfred Liebel/Franz Wellendorf: Schülerelbstbefreiung: Voraussetzungen und Chancen der Schülerrebellion. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag 1971.

⁵² Andreas von Hollen: Leser. Briefe. Norderstedt: Books on Demand 2009, 33.

Auch dazu lieferte unsere Schule einen Beitrag, der allerdings in die andere Richtung ging. Im Jahr zuvor nämlich schaffte es Direktor GÜthling, eine Ausgabe der Schülerzeitschrift „Holzauge“ verbieten zu lassen. Er erwirkte eine einstweilige Verfügung beim Buxtehuder Amtsgericht, in deren Folge die Ausgabe des neuen Heftes noch vor dem Verkauf beschlagnahmt wurde.

Der Grund wurde im kurzlebigen Hamburger Nachrichtenmagazin „Deutsches Panorama“⁵³ so beschrieben: „Schülerreporter hatten heimlich von ihren Lehrern während des Unterrichts mit versteckten Kameras Photos geschossen und diese, mit Blasentexten versehen die die Grenzen des guten Geschmacks weit hinter sich liessen, in ‚Holzauge‘ veröffentlicht.“⁵⁴

Die Anzeige des Rektors richtete sich gegen die beiden Chefredakteure Heidrun Holzbach und Raimund Weber. Ihr Anwalt berief sich darauf, dass beide ohne ihr Wissen mit der Bezeichnung „Chefredakteur“ in das Impression aufgenommen wurden. Anklage wurde nicht erhoben, aber das war das Ende der Zeitschrift, in der ich meinen allerersten Artikel veröffentlicht habe.

Was ist aus den beiden geworden? Die Historikerin und Journalistin Dr. Heidrun Holzbach-Linsenmaier ist am 28. Februar 2002 in Stuttgart gestorben, sie hat auch in der Zeit geschrieben und ich habe gelegentlich etwas von ihr gelesen. Mit Raimund Weber, der mikt seinen Drehbüchern für NDR-Tatorte bekannt wurde,⁵⁵ habe ich nach meiner Studienzeit nie wieder Kontakt gehabt.

Man sieht sie beide als Schüler auf einem Foto der „Holzauge-Redaktion“, mit dem der Artikel in dem Deutschen Panorama aufgemacht wurde. Das Bild stammt aber nicht aus der Zeit des Verbots, sondern ist wohl ein Jahr vorher aufgenommen worden. Im Mittelpunkt des Bildes steht ein strahlender Gerd-Volker Weege, der lange den BSW-Verlag in Buxtehude geführt hat und heute wohl in Wien lebt.⁵⁶

Auf der nächsten Seite sieht man ein Porträt von Johannes GÜthling, so wie er auch mir noch vor Augen steht. Unverkennbar ist die grosse Hornbrille, das fleischige Gesicht, der militärisch-kurze Haarschnitt, der selbstbewusste Blick und man kann sich auch den Schmiss an der Wange vorstellen. Er hiess ja nicht ohne Grund der „Chef“, eine Autorität und Institution der Schule, die auch mal grob werden konnte.

Wer war dieser Mann, der ja bei allen von uns Spuren hinterlassen und den wahrscheinlich niemand vergessen hat? In seiner Biografie gab es einen Bruch, von dem niemand etwas wissen durfte. 2013 ist eine Studie erschienen, die seine Lebensdaten erfasst und dabei Erkenntnisse über die Zeit des Nationalsozialismus zu Tage gefördert hat, die ich kaum für möglich gehalten hätte.

Johannes GÜthling, geboren 1903, stammte aus einer Pfarrersfamilie, ist von seinem Vater privat unterrichtet worden und hat dann die letzten beiden Klassen der Oberrealschule

⁵³ Das Magazin erschien zwischen Januar 1966 und Juli 1967.

⁵⁴ Deutsches Panorama Band 2 (1967), S. 324/325.

⁵⁵ Raimund Weber war bis 1979 als Volksschullehrer tätig, danach arbeitete er als Drehbuchautor und Dokumentarfilmer. 2007 schrieb er sein letztes Drehbuch für einen Tatort. Er hat 1991 für sein Drehbuch „Moffengriet“ den ver.di-Fernsehpreis in Silber erhalten.

⁵⁶ Der Name taucht im Impressum der Bürgermeister Zeitung in Wien auf.
<http://www.buergermeisterzeitung.info/impressum.php>

der Francke'schen Stiftungen in Halle besucht. Studiert hat er von 1922 ebenfalls an Halle, neben Mathematik und Physik auch die Fächer Philosophie und Psychologie. 1927 legte er seine Doktorarbeit vor, es handelt nicht um eine naturwissenschaftliche, sondern um eine wahrnehmungspsychologische Arbeit,⁵⁷ Güthling war also promovierter Psychologe.⁵⁸

Einige von uns wussten, dass er im Krieg Major gewesen war und am Ende des Krieges ein Panzerregiment geleitet hatte. Darauf spielt auch die Karikatur im „Bild-ungs BLATT“ an. Genauer, es war ein Blasenfoto nach dem Vorbild der Illustrierten Stern, das offenbar nicht die Grenzen des guten Geschmacks überschritten hat.

Güthling hatte eine Vergangenheit als überzeugter Nationalsozialist und Sturmbannführer der SS, er war ein Protegé von Reinhard Heydrich und so im Sicherheitsdienst (SD) der SS tätig.⁵⁹ 1944 erhielt Güthling den Totenkopfring und Ehrendegen des Reichsführers SS, den ihm Heinrich Himmler persönlich verliehen hat.

Er war auch, was ich lange nicht wusste, zwei Jahre Lehrer an der Nationalpolitischen Erziehungsanstalt in Naumburg (Saale), dem früheren Schulpforta, also der Schule von Friedrich Nietzsche. Danach ging er als Studienassessor an das Gymnasium nach Hirschberg in Schlesien und leitete im Nebenamt die dortige Aussenstelle des SD. Nach der Besetzung des Sudetenlandes Anfang Oktober 1938 wurde Güthling gar Abschnittsleiter des SD in Reichenberg.

Nach dem Krieg war Güthling zwei Jahre lang interniert, arbeitete dann als Privatlehrer, wurde 1949 in einem Entnazifizierungsverfahren als „Mitläufer“ eingestuft und schaffte es, ein Jahr später den Rang „entlastet“ zu erhalten. Damit kam er an unsere Schule. Johannes Güthling war seit 1950 als „Oberstudienrat zur Wiederverwendung“ an der Städtischen Oberschule in Buxtehude tätig.

1953 wählte ihn der Schulausschuss des Rates der Stadt als Nachfolger von Karl-Ludwig Gerth⁶⁰ zum Schulleiter, gegen den Widerstand des Kollegiums. Güthling hat die Schule dann vom 30. September 1954 an geleitet, nachdem sein wesentlich älterer Vorgänger wegen der schulinternen Querelen ein halbes Jahr länger kommissarisch im Amt bleiben musste. Das Kollegium erlebte einen Aderlass, viele Lehrer wechselten die Schule und gingen nach Hamburg.

In den fünfzehn Jahren bis zu seiner Pensionierung 1969 schaffte es Johannes Güthling, sich einen Namen aufzubauen und nicht nur in Niedersachsen, sondern bundesweit Beachtung finden, er hatte Erfolg und war auch nach seiner Pensionierung noch gefragt, aber

⁵⁷ Johannes Wilhelm August Güthling: Vergleichende Untersuchungen über das Augenmass für Strecken und Flächen. Quedlinburg: Gessler&Strauss 1927. Einer der beiden Referenten der Arbeit war der jüdische Philosoph Emil Utitz (1883-1956), der 1933 die Universität Halle verlassen musste und 1942 in das Ghetto Theresienstadt deportiert wurde.

⁵⁸ Uwe Wolfradt/Elfriede Billmann-Mahecha/Armin Stock (Hrsg.): Deutschsprachige Psychologinnen und Psychologen 1933-1945. Ein Personenlexikon, ergänzt um einen Text von Erich Stern. Wiesbaden: Springer Fachmedien 2015, S. 153.

⁵⁹ Reinhard Hedyrich (1904-1942) leitete seit 1939 das „Reichssicherheitshauptamt“ in Berlin, in dem der SD, die Gestapo und die Kriminalpolizei integriert waren. Er war der engste Mitarbeiter von Heinrich Himmler und organisierte am 20. Januar 1942 die „Wannsee-Konferenz“. Heydrich ist am 27. Mai 1942 in Prag von tschechischen Agenten erschossen worden, was die brutale Liquidation von Lidice nach sich zog.

⁶⁰ Der Germanist und Altphilologe Karl-Ludwig Gerth (1889-1973) war seit 1948 Leiter der Städtischen Oberschule.

um den Preis, dass seine nationalsozialistische Vergangenheit verborgen bleiben musste. Anders hätte er seine Karriere als linker Schulreformer nicht machen können.

Kurz von seinem Tod⁶¹ verfügte er, dass seine Asche in alle Winde zerstreut werden soll. Ein Grab zu seinem Andenken sollte es nicht geben.⁶² Aber die Spuren seines Lebens hat er damit nicht beseitigen können. Seine Biografie ist nicht untypisch für seine Generation, aber deswegen wusste er wohl, dass er nicht als der grosse Schulreformer in die Geschichte eingehen würde.

7. Was bleibt?

Damit bin ich am Ende meiner Zeitreise angekommen. Am Schluss stellt sich die Frage: Was bleibt von der Schulzeit? Wahrscheinlich mehr als im Alltag sichtbar wird. Jedenfalls träume ich manchmal davon und das ist ja kein Indikator für Desinteresse oder Gleichgültigkeit. Ausserdem sind Erinnerungen nicht so einfach auszulöschen, wenn sie sich auf markante Personen und nachhaltige Erlebnisse beziehen, die irgendwie zeitlos werden.

Die Lehrer kann man nicht einfach vergessen, auch wenn man sich grösste Mühe gibt, an die Mitschüler erinnert man sich spätestens dann, wenn man ihre Fotos von damals sieht, was nicht heisst, dass man sie heute wiedererkennt. Aber wer auf dem Fotos zu sehen ist, kann meist sofort gesagt werden.

Man vergisst auch nicht bestimmte Szenen wie Güthlings dramatische Standpauke vor der versammelten Schülerschaft, als Annette Weseloh entlassen werden sollte, oder Höhepunkte des Unterrichts, bei mir etwa der „gelbe Stern“, eine der ersten Dokumentationen über die Judenverfolgung,⁶³ die uns Hanna Wilde nahebrachte.

Man vergisst schliesslich nicht Peinlichkeiten wie den Vortrag von Dr. Gerhard Ockel in der Pausenhalle, der uns in der achten Klasse auf natürliche Weise Sexualaufklärung erteilen wollte.⁶⁴ Peinlich war auch das zwanghafte Vorsingen im Musikunterricht, das doch nur, bei mir jedenfalls, Unvermögen zu Tage förderte. Andererseits: wer „Im Frühtau zu Berge“ halbwegs überstand, erhielt im Zeugnis ein „befriedigend“. „Notenterror“ war das wenigstens nicht.

Am anderen Ende der Skala meiner Erinnerungen stehen die Holzaugenfeste bei der „Schwarzen Grete“ in der Abtstrasse oder ein Besuch bei der Reaktion der Bild-Zeitung in Hamburg. Auch selbstorganisierte Konzerte zählen dazu, zumal eines hätte fast die Aula ruiniert hätte, und natürlich steht die „Spielschar“ von Grete Thomas auf der Liste. Aber das ist eine andere Geschichte.

Selbstverständlich habe ich mich auch geärgert und gelangweilt, es gab nicht nur tollen Unterricht und manche Lehrer waren beim besten Willen nicht sehr überzeugend. Das

⁶¹ Johannes Güthling ist am 23. April 1979 im Buxtehuder Krankenhaus gestorben.

⁶² Angaben im Text nach: Hans-Jürgen Döscher: Johannes Güthling (1903-1979). Pastorensohn, „gottgläubiger“ Nationalsozialist und Reformpädagoge. Osnabrück: Kindle Edition 2013.

⁶³ Gerhard Schoenberner: Der gelbe Stern. Die Judenverfolgung in Europa 1933-1845. Hamburg: Rütten&Loening 1960.

⁶⁴ Der Kinderarzt und Quäker Gerhard Ockel (1894-1975) praktizierte in Frankfurt und war in den fünfziger und sechziger Jahren ein gefragter Redner in Sachen Sexualaufklärung.

wird heute auch nicht anders sein. Aber neun Jahre sind eine lange Zeit und nach meinem Eindruck haben wir die nicht schlecht nutzen können, wohl auch, weil man uns Zeit liess. Der Song von 1966 war übrigens „Good Vibrations“, vielleicht sagt das ja auch etwas aus über die nächsten fünfzig Jahre.